

# Mißverständnisse über Indien. Britische Kolonialherrschaft und gegenwärtige Strukturprobleme

Von *Ingeborg Y. Wendt*

## I. Aus der Sicht der Betroffenen

Europa kennt die Kolonialgeschichte nur aus seiner eigenen Perspektive. Allerdings muß man korrekterweise von Perspektive sprechen; denn wenn auch die eine Perspektive vorherrschend ist, gibt und gab es daneben doch noch andere. Der vorherrschenden Meinung nach, die lange Zeit sogar die (Sozial- und die ethnologischen) Wissenschaften bestimmt hat, haben die »zivilisierten« Völker des Abendlandes den »primitiven Kulturen« der außerabendländischen Welt Aufklärung und Fortschritt gebracht; das bedeutete Befreiung von den bedrückenden Mächten angenommener Götter und vom Ausgeliefertsein an die Naturkräfte und damit von Armut. Andere Auffassungen sehen im Gegenteil die Kolonien als von Europa ausgebeutet oder um ihren glücklichen Naturzustand gebracht.

Beide Auffassungen orientieren sich an den positiven und den negativen Erscheinungen, Sehnsüchten und Zukunftsvisionen Europas; denn zur Realgeschichte der »Kolonialvölker« hatten die Europäer keinen Zugang, teils weil sie sie nicht interessierte, teils weil sie deren Sprachen nicht beherrschten. Die Realgeschichte nicht-westlicher Völker ist außerdem nicht in allen Fällen schriftlich fixiert und wenn doch, dann in einem philosophischen oder kulturellen Kontext. Vielfach ist sie »nur« mündlich überliefert und lebt in den Völkern als ein selbstverständliches und natürlich-vitales Geschichtsbewußtsein.

Im Fall Indiens existiert ein zweibändiges Werk über die jüngere Real-, speziell die Wirtschaftsgeschichte, das sprachlich und gedanklich leicht zugänglich für Europäer ist und trotzdem von Europa, mit Ausnahme eines sehr kleinen Kreises von Fachleuten, bis heute ignoriert wird. Es ist das um 1900 in englischer Sprache geschriebene Werk<sup>1</sup> eines indischen Sozialwissenschaftlers und hohen Verwaltungsbeamten Britisch-Indiens, der in seinen späteren Jahren aus dem Verwaltungsdienst ausschied, um politisch zu wirken. Das zweibändige Werk, als Standardwerk unter Sozialwissenschaftlern und Historikern vom Arabischen Raum bis nach Japan bekannt, ist in mehr als einer Hinsicht von historischer Bedeutung. Es beschreibt die Kolonialgeschichte aus der Sicht der Betroffenen und läßt auch erkennen, daß England in Indien nicht spezifisch englische, einmalige Interessen verfolgte, sondern daß die europäischen Staaten überall in der nicht-europäischen Welt das gleiche wirtschaftliche Prinzip praktizierten. Das Werk stützt sich auf

1 Romesh Dutt, *The Economic History of India*. Vol. I: Under early British Rule 1757–1837; Vol. II: In the Victorian Age 1837–1900. London 1906, 1959, 1963, 1970.

viele vorangegangene Arbeiten auch anderer Autoren, gibt also keine vereinzelte Auffassung wieder. Es werden auch nicht wenige hohe englische Kolonialbeamte und Parlamentarier zitiert, die die englische Kolonialherrschaft in Indien schon im 18. Jh. öffentlich aufs schärfste kritisierten. Und da der Autor Verwaltungsbeamter war, konnte er seine Analysen mit authentischen Zahlenangaben und Statistiken belegen.

Viele westliche Konzeptionen bedürfen der Korrektur. Noch heute wird z. B. häufig von den »Agrarländern« der außereuropäischen Welt gesprochen; aber das ist irreführend. Die kleinen Selbstverwaltungseinheiten, aus denen die vorkolonialen Gesellschaften sich zusammensetzten, waren natürlicherweise »Dorfgemeinschaften«; trotzdem trifft die Vorstellung von »stagnierenden Subsistenzwirtschaften« auf sie, jedenfalls auf sehr viele von ihnen, nicht zu.<sup>2</sup> »Industrieländer« im heutigen Sinne, zu denen sie sich im Gegensatz befunden haben könnten, gab es damals noch nirgends auf der Welt, sehr wohl aber auch bei den außereuropäischen Völkern produzierendes Handwerk und Kunsthandwerk sowie Handel in und zwischen den verschiedenen Regionen, wie die vorkolonialen Handelswege in Asien beweisen. Niemand weiß genau, wie alt die »Seidenstraße« zwischen dem Nahen und dem Fernen Orient ist; sie ist aber jedenfalls älter als die europäisch-koloniale Wirtschaftsentwicklung – wahrscheinlich sogar älter als das »zivilisierte« Abendland überhaupt. Und wer die heutigen Entwicklungsländer als »Agrarvölker« bezeichnet, der kann das nur aus Gedankenlosigkeit tun, denn diese können sich bekannterweise nicht allein ernähren, sondern müssen weitgehend sogar Grundnahrungsmittel importieren.

Auch »Tradition«, soweit auf Asien bezogen, ist im westlichen Denken ein unklarer Begriff, in dem sich alles, was vor der »Moderne« war, im Dunkel allgemein steinzeitlicher Zustände verliert. Es wird nie deutlich, ob mit »asiatischer Tradition« die Kolonialjahrhunderte, die Jahrhunderte davor oder ein Jahrtausende alter Urzustand gemeint ist. Diese Verschwommenheit der Vorstellung, die nicht zwischen verschiedenen Geschichtsepochen differenziert, macht es möglich, z. B. die heutigen Kämpfe in Indochina auf »traditionelle ethnische Feindschaften« zurückzuführen<sup>3</sup> oder sich darüber zu wundern, daß Japan im Unterschied zum übrigen Asien eine im industriegesellschaftlichen Sinne erfolgreiche Wirtschaftsentwicklung durchlaufen konnte.<sup>4</sup> Sie macht es grundsätzlich möglich zu vergessen, daß der Zustand, in dem sich die Länder des »Südens« bei der Erlangung ihrer formalpolitischen Unabhängigkeit nach 1945 befanden, nicht ihr Urzustand war, sondern ein Zustand nach meist mehrhundertjähriger Fremdherrschaft.

Am Beginn der Kolonialherrschaft hatten jene Völker keineswegs das Image von Armut und Überbevölkerung; sie waren im Gegenteil, mit der dynamischen Fülle von Farben und Formen ihrer Lebenserscheinungen, für viele Europäer anziehend und »exotisch«. Sie hatten Kulturen geschaffen und zu erhalten gewußt, sichtbar noch heute in Bauwerken und archäologischen Ausgrabungsstätten, und auf der Basis ihrer technischen

2 Pierre Clastres, *Staatsfeinde. Studien zur politischen Anthropologie*, Ffm. 1976.

3 Ingeborg Y. Wendt, *Indochina und das westliche Erbe*, in: Beilagen zum »Parlament« B 19/81, 9. Mai 1981.

4 Ingeborg Y. Wendt, *Autozentrierte Entwicklung aus ethno-soziologischer Sicht*, VRÜ 12 (1979), Heft 4.

Kenntnisse und »Produktionsweisen« Maßnahmen zur Sicherung ihrer Existenz getroffen, dank derer sie Jahrhunderte oder sogar Jahrtausende überleben konnten, wie z. B. die uralten indischen Wasserreservoir, die heute nur noch als Ruinen vorhanden sind, weil die Kolonialherrscher sie verfallen ließen. Die vorkolonialen Völker haben materielle Güter wie Textilien, Porzellan, Juwelen produziert und angesammelt auch ohne ihre Ressourcen in der spezifischen Weise zu nutzen, die die Europäer anstrebten. Und sie sind, keineswegs stagnierende Subsistenzwirtschaften, auf diese Weise attraktiv genug für diese geworden, um von ihnen als »Kolonien« in Besitz genommen zu werden.

## **II. Ein verhängnisvoller »Strukturwandel«**

### **a) Kriege**

Wer heute in den Tempelhöhlen auf Elefanta vor Bombay die Köpfe der in die Felswände gemeißelten Skulpturen vermißt, erfährt, daß sie den Schießübungen der Portugiesen im 16. Jh. zum Opfer fielen. Im 17. Jh. breiteten sich Franzosen und Engländer auf dem indischen Subkontinent aus. Madras und Pondicherry im Süden, Calcutta und Chandernagar im Nordosten, Bombay im Westen wurden ihre Stützpunkte. Lange kämpften die Streitkräfte der beiden europäischen Nationen in Indien gegeneinander und gegen einheimische Kräfte um die Vorherrschaft, die die Ostindien-Gesellschaft im Süden in den drei großen Karnatic-Kriegen zwischen 1744 und 1763 und im Nordosten erst 1757 mit der Schlacht von Plassy für England gewann.

Die East India Company war damit als Territorialmacht etabliert und sicherte ihre militärisch erworbene Position mittels politischer Maßnahmen. Sie folgte dem Beispiel der einheimischen Fürsten, die sich auf die Verleihung ihres Ranges durch den Kaiser in Dehli beriefen, der eine rein formale Position besaß, und erwirkte 1765 von diesem eine Urkunde, kraft derer sie offiziell zum Deccan, Verwalter, zunächst Bengalens wurde. 1773 schrieb das britische Parlament die von der Ostindien-Gesellschaft in Indien geschaffenen Verhältnisse fest, verlieh der Company einen parlamentarischen Titel und schuf den Posten eines Governor-General für die indischen Besitzungen. 1784 wurde die Verwaltung der Company in Indien der Kontrolle der englischen Krone unterstellt. Alle militärischen, zivilen und Einkommensangelegenheiten der Company standen von nun an unter der Oberaufsicht von sechs von der Krone eingesetzten Commissioners.

Im Westen war lange die Meinung verbreitet, daß die europäische Kolonialherrschaft Indien nach einer langen Epoche von Kriegen, vor allem gegen moslemische Eroberer aus dem Norden, Frieden gebracht habe. Diese Meinung kann aber den geschichtlichen Daten nicht standhalten. Indien ist nicht nur indirekt, mittels einer Art kaufmännischer Unterwanderung durch eine Handelsgesellschaft, erobert worden, sondern unter Einsatz militärischer Mittel. Und die Ostindien-Gesellschaft setzte ihre territoriale Ausbreitung mit militärischen Mitteln auch nach ihrer offiziellen Etablierung in Bengalens weiter fort. Keine 10 aufeinanderfolgenden Jahre blieben ohne englische Annexionen oder Eroberungskriege innerhalb Indiens oder in angrenzenden Gebieten; vielmehr fanden oft in-

innerhalb eines einzigen Jahrzehnts mehrere solcher Kriege statt, nacheinander oder auch gleichzeitig in verschiedenen Regionen des indischen Subkontinents. Dazu kamen, unter der Verwaltung der Ostindien-Gesellschaft, wie später unter der Herrschaft der englischen Krone, Kriege, die unter erzwungener indischer Mitwirkung gegen andere Länder geführt wurden wie die verheerenden Kriege gegen Afghanistan von 1838/42, 1878, 1897 und auch Kriege in von Indien entfernteren Weltgegenden.

### b) Handel und Verwaltung

Infolge ihrer militärischen Macht konnten die britischen Kräfte Handels- und Produktionsbedingungen zu ihren Gunsten erzwingen. Die Außenhandelstarife begünstigten England in exzessivem Ausmaß: z. B. wurden indische Webereiprodukte in England mit so hohen Zöllen belegt, daß sie unerschwinglich wurden. Umgekehrt waren englische Waren in Indien praktisch zollfrei (nur nominelle Zölle) und infolge verschiedener neuer Regelungen der britischen Verwaltung billiger als indische Produkte. Unterschieden werden muß von nun an zwischen indischem und englischem Handel innerhalb Indiens. Die Company hatte sich für einige ihrer Waren Zollvergünstigung, für viele überhaupt Zollfreiheit ausbedungen; entsprechende Abmachungen waren zum Teil schon im frühen 18. Jh. getroffen worden. Dagegen wurden die Waren indischer Kaufleute mit hohen Zöllen belegt, im Jahr 1835 nennt ein britischer Kolonialbeamter 235 solcher Artikel. Dem einheimischen Handel wurde so in kürzester Zeit der Boden entzogen. Und dazu kam noch, daß Mitglieder der Company deren offizielle Privilegien auch für sich privat in Anspruch nahmen. Bereits 1762 schreibt Warren Hastings, ein damals noch untergeordneter englischer Kolonialbeamter, von den englischen Flaggen auf dem von Handelsbooten belebten Ganges, deren Häufigkeit »nichts Gutes . . . für die Ruhe des Landes noch für die Ehre unserer Nation bedeuten kann«.

Die Fremdherrschaft griff auch in die einheimischen Produktionsbedingungen ein. Die indischen Weber durften, bei Strafe, nicht mehr als einen Webstuhl haben; den Webergemeinschaften wurden die Produktionsmengen und die Preise vorgeschrieben; den Weberreianlagen wurden Investitionen entzogen. Ähnlich wie den Weibern erging es auch den indischen Indigo-Pflanzern, denen die Plantagen aus der Hand genommen wurden. Die europäischen Pflanzer erweiterten den Indigo-Anbau für ihre eigenen Zwecke. – Reine Monokulturen waren von vornherein die Teeplantagen; schwarzer Tee wurde von den Europäern zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse angepflanzt; Plantagen-Arbeiter wurden unter den Einheimischen gedungen, und zwar zu Bedingungen, die die Inder mit dem Begriff »Sklaven-Gesetz« zusammenfaßten. Die Löhne waren extrem gering, die Verträge wurden unter Zwang geschlossen, und ein Ausscheiden des Arbeiters nach seinen eigenen Wünschen war nicht möglich. – Wieder etwas anders lagen die Dinge im Fall des notorischen Opium, das nur zum Zweck des Exports, speziell nach China, angebaut bzw. gewonnen wurde (und in China zu den ›Opium-Kriegen‹ führte, weil China das Opium nicht importieren wollte).

Ein besonderes Kapitel bildet das Salz. Es war an sich in Indien reichlich vorhanden und wurde auf verschiedenen Wegen gewonnen, in einigen Provinzen aus Minen, in anderen aus Verdunstung an der Meeresküste. Die Ostindienges. monopolisierte jedoch die Salzgewinnung und belegte sie mit einer Steuer. Diese war von exzessiver Höhe und erreichte zeitweise bis zu 300 %. Auch aus England in Indien eingeführtes Salz war zu teuer; die Menschen konnten entweder kein Salz zu sich nehmen oder sie versuchten, sich einen Ersatz zu verschaffen, indem sie Erde mit Salinenpartikeln durchsetzten. Es war ein unzulänglicher und ungesunder Ersatz, und außerdem war seine Herstellung aufgrund des Monopols der Company verboten, Verstoß war mit Geld- und Prügelstrafen belegt. – Die Gesamteinnahmen der Company aus der Handhabung der Salzwirtschaft werden für den Zeitraum zwischen 1793 und 1844 auf 60 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Der wirtschaftliche Abfluß aus Indien, als Economic Drain ein stehender Begriff der indischen Wirtschaftsgeschichte der Kolonialjahrhunderte, ist auch im Westen bekannt geworden, wenn auch vielleicht nicht in seinem ganzen Ausmaß. Steuereinnahmen und Handelsgewinne flossen nicht als Investitionen ins Land zurück, sondern wurden aus dem Land gezogen. Die Ostindienges. überwies jährlich Dividenden an ihre Aktionäre in England, und die einzelnen Kaufleute legten ihre Gewinne ebenfalls in der Heimat an. Wie hoch auch die Einnahmen noch im 19. Jh. waren, sie reichten nicht aus, und so entstand schnell der »Indian Debt«, eine »öffentliche indische Schuld«. Sie betrug im Jahr 1792 etwas mehr als 7 Millionen Pfund und war bis zu der Zeit, in der Romesh Dutt schrieb, auf 200 Millionen angewachsen. Zur Zeit der Erlangung der formalpolitischen Unabhängigkeit betrug er 2 400 Millionen Dollar.<sup>5</sup>

So gut wie unbekannt sind in Europa jedoch die strukturellen Folgen der kolonialen Eingriffe geblieben. Subventionen auf der einen und Investitionsentzug auf der anderen Seite, Einrichtung von Zöllen und Monopolen und sonstige Maßnahmen zum Nutzen der Eindringlinge ruinierten die traditionellen Handels- und Produktionsweisen der kolonial unterworfenen Länder. Es war ein verwalteter Handel im Rahmen einer künstlich geschaffenen und der Region übergelagerten Fremdstruktur, der sich der einheimischen Materialien bediente, aber die einheimischen Menschen ausschaltete.<sup>6</sup> Die traditionellen Strukturen verfielen.

### c) Verwaltung und Landwirtschaft

Den Ursachen der wachsenden Armut der indischen Bevölkerung wurde im 19. Jh. mit wissenschaftlichen Mitteln nachgegangen. Man vermutete eine zu hohe Geburtenziffer; es konnte aber nachgewiesen werden, daß diese in England höher war als in Indien. Die Klugheit der indischen Bauern wurde angezweifelt, Agrarspezialisten aus England reisten an. Einer von ihnen urteilte im Jahr 1889, daß die »Vorstellungen, die allgemein in

5 Frank Moraes, *Yonder One World*. New York 1958.

6 Ingeborg Y. Wendt, *Japanische Dynamik und indische Stagnation? Eine Antwort auf theoretische Entwicklungsmodelle*. Darmstadt 1978.

England gehegt und oft sogar in Indien geäußert werden, nämlich daß die indische Landwirtschaft im ganzen primitiv und rückständig sei . . . vollkommen irrig« seien. Die indischen Bauern seien vielmehr nicht nur arbeitsam und ausdauernd, sondern erwiesen ihre Kenntnis des Systems von Mischernten und Brachlegung sowie Scharfsinn bei der Konstruktion von Bewässerungsvorrichtungen u. a. m. Was ihnen fehle, seien Mittel zur Instandhaltung. Und schon 1832 berichtete ein anderer englischer Fachmann aus Bengal, daß Europäer die Landwirtschaft dieser Provinz mißverstanden und ihr durch unangemessene Innovationen schadeten; z. B. hätten die eingeführten europäischen Eisenpflüge, die die leichteren bengalischen Pflüge ersetzen sollten, den Boden zu tief aufgewühlt, so daß er eine Beimischung unterer Erde erhalten habe und dadurch verschlechtert worden sei.

Es gab auch britische Beobachter, die den Ursachen der Armut näherkamen. So schrieb ein Bischof um 1826 bei einem Vergleich von britisch verwalteten Provinzen und solchen, die noch in ihren traditionellen Ordnungen lebten: »Kein eingeborener Prinz verlangt eine Pachthöhe, die der unsrigen gleicht«. Und ein Colonel schrieb 1830: »Eine Bodensteuer, wie sie derzeit in Indien existiert, die das gesamte Einkommen des Landbesitzers verschlingt, ist unbekannt unter jeglicher Regierung in Europa oder Asien.« Romesh Dutt kommentiert, europäische Einwände vorwegnehmend, daß zwar auch die moschmedanischen Herrscher hohe Steuern gefordert, daß sie aber nie die geforderte Summe erlangt haben. Der letzte von ihnen hatte im letzten Jahr seiner Verwaltung (1764) in Bengalens Einnahmen aus der Landwirtschaft in Höhe von 817 553 Pfund Sterling; innerhalb von 30 Jahren erzielte die britische Verwaltung in Bengal dagegen 2 680 000 Pfund.

Landbesteuerung und Landverteilung wurden von den europäischen Fremdherrschern neu geregelt. Die Ernte wurde nicht mehr nach den natürlichen Bedürfnissen der Bevölkerung, der »Dorfgemeinschaften«, im Rahmen ihrer herkömmlichen Selbstverwaltungsordnungen verteilt, sondern von einem »höheren« Standort aus »zentral verwaltet«, wobei Fremdinteressen zugrundelagen. Dutt stellt zwei Investitionssummen einander als charakteristisch gegenüber: bis 1900 wurden 225 Millionen Pfund für Eisenbahnbau investiert, dagegen nur 25 Millionen Pfund für Bewässerungsarbeiten. Die Eisenbahn ihrerseits diente dem englischen Handel in Indien, nicht dem indischen, und ruinierte zusätzlich noch den traditionellen Flußtransportverkehr.

Steuer und Pacht betragen oft 90 % des Ertrages, und die Bauern verarmten. Sie mußten ihr Vieh verpfänden und schließlich auch schon die nächste Saat. In Dürrezeiten waren sie, bei verfallenden Bewässerungsvorrichtungen und Reservoiren und ohne wirtschaftliche Reserven, mittels derer sie sich wie in früheren Zeiten aus nicht-betroffenen Provinzen hätten versorgen können, Hungersnöten ausgeliefert, denen jeweils Millionen von Menschen zum Opfer fielen. Das betroffene Gebiet entvölkerte sich, Agrarland verödete oder wurde vom Dschungel überwuchert.

Die Dorfgemeinschaften hatten über Jahrhunderte, wahrscheinlich Jahrtausende den tragenden Kulturboden Indiens gebildet und werden als »kleine Republiken« geschildert – nicht nur in alten Hindu-Schriften, wie Romesh Dutt infolge seiner Kenntnis der euro-

päischen Mentalität vorsorglich vermerkt, sondern sogar noch von britischen Kolonialbeamten. In ihnen waren alle lebens- und kulturnotwendigen Berufe vertreten, vom Schmied und Wasserverteiler über den Barbier und Rechnungsführer bis zum Priester und Künstler, und jedes ihrer Mitglieder hatte unmittelbar an ihrem Funktionieren teil. Die Dorfgemeinschaften hatten den Wechsel aller Dynastien überdauert. Da die Strukturen der vorkolonialen asiatischen Völkerschaften einander im Prinzip glichen, veränderten sie sich nicht, wenn eine Gruppe die andere eroberte. Die kleinen Selbstverwaltungseinheiten wußten wahrscheinlich meist gar nicht, welcher Herrscher gerade irgendwo in der Ferne »regierte«. Erst die europäische Fremdherrschaft brachte grundlegende Veränderungen. Der geringste englische Kolonialbeamte besaß nun mehr Machtbefugnisse als das geachtetste Mitglied der alten Ordnung, und die herkömmlichen Berufe hatten in der übergelagerten künstlichen Fremdstruktur sowieso keinen Platz mehr. Die Dorfgemeinschaften, soweit sie physisch überlebten, zerfielen.

### **III. Die Rede vom »Erwachen« der Völker Asiens**

Es war nicht so, daß die außereuropäischen Völker sich passiv unterwarfen und resigniert beherrschten ließen, wie gewisse westliche Meinungen suggerieren. Angesichts der Daten aus der politischen und der wirtschaftlichen Geschichte Indiens muß die Vorstellung von indischer Weltabgewandtheit und religiös bedingter Apathie als überholt gelten. In allen Teilen Indiens wurden den europäischen Streitkräften harte Kämpfe geliefert, und noch bevor diese Verteidigungskriege ihr Ende fanden, begannen die indischen Widerstandskämpfe. Der ausgedehnteste ist der Great Mutiny von 1857 in der Breite Nord-Indiens. Er ist in einigen westlichen Nachschlagewerken als »Sepoy-Aufstand« vermerkt, was den Eindruck einer begrenzten militärischen Meuterei erweckt. Aber was als eine Meuterei indischer Truppen begonnen hatte, dehnte sich auf breite Bevölkerungskreise aus und wurde zu einem politischen Aufstand großen Ausmaßes. Stadt und Land auf dem riesigen Kriegsschauplatz wurden im Verlauf des mehrere Monate dauernden Aufstandes von der Gewalt der Kämpfe betroffen. In Lucknow stand zunächst ein kleiner Trupp englischen Militärs einer Überzahl einheimischer Bevölkerung gegenüber, er hatte keine Überlebenschance. Umgekehrt hielt auf einer Anhöhe bei Dehli »eine Handvoll« indischer Soldaten bis zum bitteren Ende aus. Die militärische Übermacht, die aufzubringen für die Fremdherrscher nur eine Frage der Zeit war, entschied über den Ausgang des Great Mutiny mit einem verheerenden Marsch durch Zentralindien und, nach Abschluß der Kämpfe, mit »Exekutionen« und Massakern, denen auch Tausende nicht am Aufstand Beteigter zum Opfer fielen. – Lokal begrenzte Rebellionen bei gegebenen Anlässen gab es vor und auch nach dem Great Mutiny oft. Mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln kämpften Schriftsteller und Journalisten. Während der Indigo-Unruhen 1859 schrieb ein bengalischer Dichter das Drama »The Mirror of Indigo« (ein unfreiwilliges Gegenstück zu Gerhart Hauptmanns »Die Weber« – Weberaufstand in Deutschland 1844). Ein englischer Geistlicher übersetzte es ins Englische und wurde dafür in Calcutta mit Geldbuße und Gefängnishaft bestraft,

denn die Meinungsfreiheit war eingeschränkt. Schon 1799 waren Bestimmungen erlassen worden, die besagten, daß keine Zeitung ohne vorherige Prüfung durch einen Regierungsbeamten veröffentlicht werden dürfe, und 100 Jahre später besagte ein Gesetz ausdrücklich, daß Zeitungsredakteure bei Verstoß gegen die geltenden Bestimmungen ohne Verhandlung inhaftiert werden dürfen.

Der Unabhängigkeitskampf Subhas Chandra Boses und Mahatma Gandhis, der eine »konventionell«, der andere gewaltlos, im 20. Jh. hat also Tradition. Und die Gewaltlosigkeit Gandhis war alles andere als passiv oder resigniert. Zu Gandhis gewaltlosem Widerstandskampf gehörten die von ihm geleiteten Protestaktionen gegen die Salzgesetze. Schweigend und unbewaffnet zog 1930 eine Prozession von 80 Menschen zum Meer. Am Meeresstrand hob Gandhi Salz auf und brach mit dieser symbolischen Geste das englische Herstellungsmonopol. Es war nicht der einzige Protestmarsch, und mehrmals kam es zu grausamen Zwischenfällen. Um die Welt ging damals die Nachricht von jener ebenfalls schweigenden und unbewaffneten Protestkundgebung, deren Teilnehmer mit Maschinengewehren niedergemäht wurden.<sup>7</sup>

Konkrete wirtschaftspolitische Ziele verfolgte Gandhi, im Westen oft als »mystisch« disqualifiziert, als er in den 30er Jahren den Boykott importierter englischer Textilien initiierte und organisierte. »Home-spun« wurde zu einem politischen Kampfruf und stand für Arbeit und Einkommen Aller, für die Wiederherstellung der wirtschaftlichen Grundlagen des Landes, zu denen das Kleinhandwerk gehörte. England, das ohnehin unter Arbeitslosigkeit litt, war Gandhis Wirtschaftsinitiative verhaßt. Verständnis fand Gandhi bei seinem Besuch in England 1931 noch eher bei den armen englischen Textilarbeitern selbst als in regierenden Kreisen; Winston Churchill lehnte es ab, ihn zu empfangen.

Und Gandhi war es, der für das Stimmrecht der »Unberührbaren« eintrat – ein Inder gegen die britischen Vertreter der »Westminster-Demokratie«. Weil das Indien von europäischer Fremdherrschaft aufgepropfte zentralistische Verwaltungsnetz die »Basisdemokratie« der vorkolonialen einheimischen Ordnungen, der Dorfgemeinschaften, zerstört und den Menschen ihre natürliche Freiheit genommen hatte, mußte Indien, zur Befolgung westlicher Spielregeln gezwungen, um seine »Bürgerrechte« kämpfen. Die britische Regierung schützte gegen die Mehrheit, die »Masse«, der Bevölkerung – »Unberührbare« und Landvolk – Minoritäten, deren Vertreter »Prinzen« waren. Diese hatten teils ihren Titel erst von England erhalten,<sup>8</sup> teils ihren alten Titel und sonstige Privilegien behalten dürfen; ihre Gegenleistung war in beiden Fällen absolute Loyalität gegenüber der britischen Regierung und Verzicht auf politische Eigenständigkeit und auf Machtbefugnisse. Sie gehörten zu dem Personenkreis, der sich zu seinem persönlichen Vorteil zu westlichem Denken erziehen ließ, zu den Kollaborateuren, die ihrem eigenen Volk entfremdet und an dessen eigenen Maßstäben gemessen Verräter waren.

So unzutreffend wie die Rede vom »Erwachen« der Völker Asiens überhaupt – sie haben

7 Polak, Brailsford and Pethick-Lawrence, Mahatma Gandhi. Bombay 1962–1966.

8 Edward Thompson, The Making of the Indian Princes. London 1943/44.

nie »geschlafen«! – ist auch die Bezeichnung ihres Unabhängigkeitsstrebens als »Nationalismus«. Die Alternative zu diesem »Nationalismus« wäre: Unterworfen bleiben. Neu ist das Phänomen nur insofern, als die vorkolonialen Völker nicht in »Nationalstaaten« europäischen Modells unterteilt gewesen waren.

#### IV. Fragmente

Indien ist seitdem nicht den Weg Gandhis gegangen. Jawaharlal Nehru, Schüler und Freund Gandhis, kämpfte zwar wie dieser um Unabhängigkeit für sein Land, glaubte aber, sie dadurch erreichen zu können, daß er Indien machtpolitisch einen Platz in der Weltpolitik schuf und westlich-moderne Industrien zu den »neuen Tempeln« Indiens mache. Man darf ihm wohl deshalb keinen Vorwurf machen, denn alle Politiker der außereuropäischen Welt, die den Weg Gandhis gehen wollten, den Weg der Regeneration der traditionellen Strukturen ihrer Länder – mit Entwicklung auf grass roots' level, Wiederherstellung der Agrarstrukturen und des kleinen Handwerks sind bisher gescheitert. Nur ist Indien auf Nehrus Weg, den Lalbahadur Shastri (gestorben 1966 in Tashkent) auf den Spuren Mahatma Gandhis durchkreuzt hätte und den Nehrus Tochter Indira Gandhi fortsetzt, wirtschaftlich weder unabhängig noch wohlhabend geworden. Wie alle anderen Entwicklungs- und »Schwellen«länder ist Indien ans Internationale Wirtschaftssystem gebunden geblieben, und dieses hat sich nach 1945 hinsichtlich der Handels- und Produktionsbedingungen nicht grundlegend geändert. Wie in der Kolonialzeit begonnen, exportieren die außereuropäischen Länder noch heute weit überwiegend Rohstoffe und importieren weit überwiegend Fertigwaren. Noch immer treiben sie weit überwiegend Handel mit den westlichen Industriestaaten und nicht, wie vor der Kolonialepoche, Handel untereinander.<sup>9</sup> Noch immer werden die Tarife vom Westen zu dessen Gunsten bestimmt, und noch immer werden sogar die Produktionsbedingungen auf die Bedürfnisse der Industrieländer ausgerichtet, nicht auf die der »zurückgebliebenen« Gesellschaften.

In der Kolonialepoche wurden zwei einander grundsätzlich feindliche Gesellschaftsschichten geschaffen: die Minorität der am Ausland orientierten sogenannten Eliten, die kraft Unterstützung ihrer Förderer persönliche Vorteile erlangten, und die Majorität der in ihren eigenen Traditionen ruhenden Völker, die zu verarmenden »Massen« wurden. Romesh Dutt zeigt Gehaltsabstufungen in Britisch-Indien auf, bei denen z. B. das Jahresgehalt europäischer Richter 3000 Pfund, das indischer Richter 120 Pfund, und das Monatsgehalt indischer Polizeibeamter verschiedener einfacher Ränge zwischen 8 und 50 Shilling betrug. Damit ist die »Kluft zwischen Arm und Reich« geschaffen worden, die in den Traditionen, die vor der europäischen Kolonialherrschaft liegen, gar nicht vorgegeben war; die Berufe selbst sind nicht in der einheimischen Tradition begründet, sondern wurden erst im Rahmen der übergelagerten künstlichen Fremdstruktur geschaffen.

9 Fröbel, Heinrichs, Kreye, Die neue internationale Arbeitsteilung. Reinbek 1977.

Wenn heute im Westen vom »traditionellen« indischen Kastensystem als einem entwicklungshemmenden Faktor gesprochen wird, so ist das in mehr als einer Hinsicht falsch. Die jahrtausendealten indischen Strukturen sind während der Kolonialzeit zerschlagen worden, das Kastensystem hat höchstens fragmentarisch überlebt. Außerdem hat es inzwischen auch Abweichungen vom hinduistischen Kastendenken gegeben, die aus menschlicher Unzulänglichkeit resultierten, ähnlich wie es die im europäisch-christlichen gibt [bei konsequenter Befolgung der christlichen Gebote dürfte es unter christlichen Völkern keine Kriege geben – du sollst nicht töten – und keinen Neid und Haß – die andere Wange hinhalten, wenn auf die eine geschlagen und den Nächsten lieben wie sich selbst –]. Die Realgeschichte der Andern jedoch, vom Westen bisher wenig beachtet, vermittelt den Eindruck, daß im heutigen Indien, dessen Verwaltung seine Wurzeln in der britischen Kolonialverwaltung, nicht in der vorkolonialen Zeit hat, die englische, europäische, Klassengesellschaft stärker wirksam ist als das ältere hinduistische Kastensystem.

Die Alternativen, um die der industrielle »Norden«, Westen und Osten, einen so tödlichen Kampf führt, sind aus der Sicht des »Südens« einander sehr ähnlich; beide, Osten und Westen, wollen technische Industrialisierung europäisch-amerikanischen Musters in zentralverwalteten Nationalstaaten; beide stehen auf dem Boden einer materialistisch-rationalistischen Weltanschauung. Und beide haben ihre eigenen Traditionen vergessen. Ost- und West-Europa, Nord-Amerika und Japan hatten am Beginn ihrer Industrialisierung funktionsfähige, die Grundnahrungsmittel bereithaltende Landwirtschaften, wenn auch ihre Vertreter arm waren, und haben sie – zumindest der Westen und Japan – noch heute; die stärkste Industrieration der Welt, Nord-Amerika, exportiert Getreideüberschüsse. Die heutigen Entwicklungs- und »Schwellen«länder dagegen haben keine tragenden Landwirtschaften und geraten schon um der bloßen Substanz willen in Auslandsverschuldung. Auch hohe Geburtenziffern und verbreiteten Analphabetismus am Beginn ihrer Entwicklung haben die erfolgreichen Industrierationen vergessen. Die Einzelkind-Familie ist ganz modern – unsere Väter und Mütter hatten 10 und mehr Geschwister –, und noch 1834 ging in den Städten Englands, des Pioniers der Industriellen Revolution, nur eins von vier Kindern zur Schule, vom Land ist gar nicht die Rede. Die Industrielle Revolution fand bei verbreitem Analphabetismus statt.

Wenn in einem zentral verwalteten Staatsgefüge die Infrastrukturen fehlen, dann ist das eine tödliche Konstellation. Der Staat gibt keine Hilfen, und eine Zunft, Kaste oder sonstige »Interessengruppe«, die sie geben könnte, existiert nicht. Gleichzeitig läßt aber der Staat infolge seines Zentralismus' auch keinen Freiraum für persönliche Initiative, es sei denn sie ist so kapitalstark, daß sie sofort für ihn selbst ins Gewicht fällt, nicht für die »Masse« des Volkes. Was soll unter diesen Umständen der arme indische Riksha-Mann, ganz gleich ob analphabetisch oder schriftkundig, tun? Land, das er bearbeiten könnte, besitzt er nicht und kann es sich in einem zentral verwalteten Staatswesen auch nicht einfach durch Bearbeitung zueigen machen; Kapital hat er ebenfalls nicht, und selbst wenn er ein wenig hätte, so würden ihm vielerlei Lizenzvorschriften den Weg zu einer eigenständigen kleinen »Unternehmer«existenz verbauen. Die Masse des indischen Volkes, das

nur noch Fragmente seiner vorkolonialen Strukturen besitzt, ist gefangen in aufgepfropften Strukturen, die keinen Boden haben und in denen es sich nicht bewegen kann. Es kann nur rebellieren oder resignieren, und wenn es letzteres tut, dann nicht infolge von Weltabgewandtheit, sondern weil es sich: an den Strukturen totläuft.

Wenn der Westen heute »Traditionalismus« in Indien kritisiert, dann müßte er das mit einer konkreten Zielrichtung tun. Zu überwinden wären diejenigen Strukturelemente in Indien – in der außereuropäischen Welt –, die in der Kolonialtradition wurzeln.<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Vgl. Fußn. 4; Japan war das einzige außereuropäische Land, das bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein frei von europäisch-strukturellen Einflüssen blieb. Der oft geltend gemachte Einwand, auch Thailand sei nicht Kolonie gewesen, ist nicht stichhaltig. Nur nominell oder verfassungsmäßig hatte Siam keinen Kolonialstatus; praktisch war es den gleichen wirtschaftlichen und politischen Eingriffen Europas ausgesetzt wie die Nachbarregionen, die unter englischer, französischer und holländischer Kolonialherrschaft standen.

## **Misunderstandings over India. British Colonial Government and present structure problems**

By *Ingeborg Y. Wendt*

It is still customary to trace back India's poverty to »traditionalism«, illiteracy, and overpopulation, or a high rate of population growth. But these concepts are vague in various respects. Illiteracy was widespread in 19th century Europe when industrialization began, and it disappeared only gradually, along with technical progress, i. e., wide-spread literacy was not a pre-condition to industrialization, but a result. As for the growth of population: the Japanese population grew between the 1860s and 1929, the period of the start and the main phase of Japanese industrialization, from 30 to more than 60 millions. This growth did, obviously, not impede progress. Today's India may be the most densely populated country of the South, but as such it equals only northern France with respect to the population / arable land ratio, and France is far less densely populated than West Germany. The most controversial item is the Western projection of Indian »traditionalism«. It pretends to refer to the ancient Indian past, and it ignores the European colonial reign of several centuries which form a tradition closer and more relevant to the present times. During the last centuries India's native social structures were broken by foreign power, and a foreign structure was super-imposed as it was in most other countries outside the West.

It is this still prevailing foreign sur-structure which is responsible for India's poverty, as for the poverty of the South in general.

## **Independent Belize and its Constitution**

By *Karl Leuteritz*

The small colonial possession of British Honduras gained independence on 21st September 1981, as the state of Belize. This article outlines the historical and diplomatic developments, from the late eighteenth to the late nineteenth century, which transformed the territory from a Spanish dependency inhabited by numerous British settlers into a Crown Colony. The recent initiatives in the United Nations in preparation of independence are briefly described, together with the political and legal issues persisting between Guatemala and the new country. The main part of the article presents the characteristic features of the Belize constitution of 1981, with particular reference to the 1962 Jamaican constitution which, unlike some other constitutions of former British colonies in the Caribbean region, also preserved the country's institutional links with Great Britain. A short survey of contemporary Belize politics concludes the presentation.